

Friedrich Christoph Oetinger und die Kabbala

Autor(en): **Schulze, Wilhelm August**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Judaica : Beiträge zum Verstehen des Judentums**

Band (Jahr): **4 (1948)**

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-961157>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Friedrich Christoph Oetinger und die Kabbala

von Dr. WILHELM AUGUST SCHULZE, Lauda/Baden

Der Spanier Raymundus Lullus, geb. 1235 auf Mallorca, ist in der Wissenschaftsgeschichte bekannt als Erfinder der sog. „Ars Magna“. Mit Hilfe eines Apparates von 7 konzentrischen Kreisen suchte er durch Drehung dieser Kreise alle möglichen Begriffe zu kombinieren und glaubte so ein Mittel der Logik gefunden zu haben. Dieser Versuch wurde oft als phantastisch und aussichtslos hingestellt, aber der junge Leibniz hat sich mit derselben Frage befaßt und schreibt voller Entdeckerfreude an Johann Friedrich, er habe „in Philosophia ein Mittel funden, dasjenige, was Cartesius und andere per Algebram et Analysin in Arithmetica et Geometrica getan, in allen scientien zuwege zu bringen per Artem Combinatoriam“ (Werke ed. C. I. Gerhardt I, S. 57). Das ist dasselbe, was Lullus erstrebte, und Leibniz hat auch um diese Zusammenhänge durchaus gewußt. (Vgl. Heinz-L. Matzat, die Gedankenwelt des jungen Leibniz, Beitr. zur Leibnizforschung, Reutlingen 1947, S. 41, Anm. 41.)

Weniger bekannt ist jedoch, daß Raymundus Lullus diese „Kombinatorik“ aus der jüdischen Geheimlehre, der Kabbala, übernommen haben dürfte (Baumgartner in Überweg-Heinze II, 1905, S. 338). Ferner ist weithin unbekannt, daß Raymundus Lullus ein glühender Missionar war, der mindestens drei Missionsreisen nach Nordafrika und Armenien unternommen hat und schließlich Märtyrer seines Missionseifers geworden ist. (Vgl. Zöckler in RE³ 11, S. 709 f.). Die „Ars Magna“ verwandte er bei seinen Missionspredigten in der Weise, daß er vor allem den Muslims Nordafrikas mit ihrer Hilfe die christlichen Lehren von der Dreieinigkeit und Menschwerdung andemonstrieren wollte.

Von solchen Motiven waren auch die Männer der Renaissancezeit beseelt, die sich mit der Kabbala beschäftigten. Hatte Franciscus Patritius in Ferrara bei seiner Neuherausgabe des Corpus Hermeticum (1591) in der Vorrede an den Papst die Hoffnung ausgesprochen, er erhoffe von dieser auf „Zoroaster, Hermes, Pla-

ton und Plotin gegründeten Philosophie“ den „Sieg der Kirche über Juden und Mohammedaner, ja über den ganzen Erdkreis“, so hegten die Anhänger der Kabbala wie Pico della Mirandola, Marsilio Ficino und Reuchlin dieselben kühnen Hoffnungen. Sie alle huldigten einem „universellen Theismus“ (Dilthey) und meinten, in der kabbalistischen Zahlen- und Buchstabensymbolik ein Mittel gefunden zu haben, das eine Brücke vom Christentum zu den außerchristlichen Religionen schlagen könne. Die „natürliche Religion“ der Aufklärung beginnt hier schon eine Rolle zu spielen. Man hofft, mit Vernunftgründen, diese Naturreligion, die nach damaligen Begriffen auch die Trinitätslehre enthalten müsse, lehren, demonstrieren zu können.

In mystischen, neupythagoreisch orientierten Kreisen innerhalb der einzelnen Konfessionskirchen und über sie hinweg lebt diese Hoffnung weiter. Parazelsus lebt in dieser Welt. Auch Jacob Boehme, dessen Schriften wegen ihrer Tiefe viel gelobt, aber wenig gelesen werden, muß unbedingt die Kabbala gekannt haben. Das Hauptwerk Agrippas von Nettesheim „De occulta philosophia“ wimmelt von kabbalistischen Darlegungen. Die beiden Holländer van Helmot, Vater und Sohn, sind Anhänger des Paracelsus und der Kabbala. Der aus Schlesien stammende Christian Knorr, Dichter des Liedes „Morgenglanz der Ewigkeit“ ist Kanzleidirektor und Hofalchimist am Hofe zu Pfalz-Sulzbach. Er hat seinem Herrn so gute Dienste geleistet, daß er in den Adelsstand erhoben wurde („von Rosenroth“), während die Alchimisten des Herzogs Friedrich I. von Württemberg aufgeknüpft wurden, „weil niemand über seine privaten Geldangelegenheiten Bescheid wissen sollte“ (Württembergische Kirchengeschichte 1893, S. 424). Knorr war auch ein guter Kenner der Kabbala und legte sie in dem oben geschilderten religionswissenschaftlichen Sinn aus in dem mehrbändigen Werk „Kabbala denudata“, Sulzbach 1677—1684. Ein Kupfer aus diesem „Standart-Work“ der christlichen Kabbalisten hat R. Bernoulli im „Eranos-Jahrbuch“ (ed. Olga im Froebe-Kapteyn) 1935, S. 267, seinem Aufsatz beigegeben. Es versucht das kabbalistische Sephirot-schema, das die von der Kabbala gelehrtten göttlichen Emanationen darzustellen suchte, im Sinne der

Trinitätslehre zu deuten. Eine solche Darstellung hatte die württembergische Prinzessin Antonia in der Kirche des Badeortes Teinach anbringen lassen, dem Kirchenvolk, ja weiten Kreisen der Pfarrerschaft, wie wir noch sehen werden, so unverständlich wie eine Hieroglyphe, womit der ganze esoterische Charakter dieser Lehren gekennzeichnet ist.

Der weisheitsdurstige Geist des jungen Oetinger mußte irgendwann einmal mit diesen Spezialitäten in Berührung kommen. Schon als Student hatte er durch Vermittlung des Tübinger Pulvermüllers Bücher von Jakob Boehme kennen gelernt und versucht „mit Malebranche und Leibniz dieses Laien terminos zu korrigieren“ (Ehmann, Oetingers Leben und Briefe, 1859, S. 36). Dann versuchte er, in mehreren Studien Boehme zu verstehen „in Rapport mit der Newtonschen Philosophie“. Er lernt die Physik Van Helmonts (über ihn vgl. Friedrich Giesecke, die Mystik Joh. Bapt. v. H. Diss. Erl. 1908) kennen und findet sie „echt biblisch“.

Er wurde von diesen Autoren aus innerlich gedrängt, die Kabbala selber kennen zu lernen. Er schreibt darüber: „Um mich in die aelteste und von unserer Teutschen so unterschiedene Denkungsart hineinzusetzen, habe ich Jahr und Tag ... die Rabbinen gelesen ... Jedoch fand ich, daß die Rabbiner nicht mehr rein nach Rabbi Schimeon ben Jochais Art im Buch Sohar schreiben, daher suchte ich Gelegenheit, die kabbalistischen Quellen selbst kennen zu lernen“. Auf einer Reise nach Frankfurt am Main suchte er das Haus des berühmten Rechtsgelehrten und Kirchenliederdichters Johann Jakob Schüz (Freund Speners) auf, seine Tochter schenkt ihm als Schlüssel zur Kabbala „Baron Rosenroths“ Cabbala denudata. In Frankfurt wird Oetinger auch mit dem „gelehrten Kabbalisten“ Cappel Hecht bekannt. „Dieser gewann mich wegen der ungewohnten Fragen aus der jüdischen Philosophie, was ‚arich anpin‘ = weites Gesicht und ‚seiir anpin‘ = kleines Gesicht in Gott wäre, sehr lieb“. Cappel Hecht demonstrierte ihm auch „chronologisch und talmudisch, daß Plato des Jeremias Schüler gewesen und von ihm seine Grundbegriffe geholt“ habe, was ja schon Philo von Alexandrien gelehrt hatte. Überraschenderweise habe ihm aber Hecht abgeraten, weitere kabbalistische Studien zu betreiben, da

er es ja doch darin nicht zur Meisterschaft bringen werde. Er hat ihn statt dessen auf Jacob Boehme verwiesen: In ihm „hätten wir Christen ein Buch, das noch viel deutlicher von der Kabbala rede als der Sohar“.

Bei einem Besuch in Halle an der Saale trat Oetinger als magister legens auf, fand aber nicht viel Anklang. Um so mehr widmete er sich kabbalistischen Studien. „Ich übte mich mit einem Kabbalisten, einem Juden in Halle, in dem Buch Ez Chaijm, kaufte das Manuskript teuer und wandte alle meine Gedanken auf die Philosophiam sacram kabbalisticam“.

In Thüringen suchte er einen Bauern, Markus Völker, auf, der die bei den Boehme-Anhängern so hochgeschätzte „Zentralschau“ haben sollte. Oetinger wendet zu seiner Beurteilung kabbalistische Kategorien an, wenn er von ihm sagt: „Tuschia (wesentliche Weisheit) hatte er in hohem Maße (= Chochma, Zentralweisheit). Aber es fehlt an der Binah (= Experimentalerkenntnis nach dem Worte Gottes) der Daat und Tebunah (überlegende Logik in der Vernunft“. Die Bibelstelle 1. Kor. 15, 26 legt er aus: „Das heißen die Kabbalisten Klippot, cortices, Rinden, Schalen, nämlich alles Unordentliche in der Natur“. Ja in Predigten hat er sogar die Kabbalisten traktiert (Albrecht Ritschl, Geschichte des Pietismus III, S. 137). Ebenso ist Oetingers Exegese von Exodus 39, 6—8 und Lev. 8, 8 ganz kabbalistisch: „Dies kabbalistische Licht ist gewesen der Glanz und Licht in dem Brustschildlein des Hohenpriesters, durch welches Licht (Urim) der Herr ihm geantwortet hat, und dies Licht gefahl Gott, der Herr, dem Mose einzutun in die Edelsteine, wie ein Kabbalist wohl tun kann“.

Magister Klemm, der später sein Schwiegersohn wurde, wandte sich nach einer Badekur in Teinach an ihn mit der Bitte, die „Lehrtafel der Antonia“ ihm zu erläutern, da dazu niemand geschickter sein könne als Oetinger, welcher „durch vieljährigen Umgang mit den Kabbalisten und eigenes unermüdliches Forschen in dieser geheimen Lehre der Juden eine zu unseren Zeiten ganz seltene Einsicht in dieselbe erlangt“ (vgl. Oetinger Werke, II, 1, S. 3) habe. Darauf verfaßte Oetinger: „Öffentliches Denkmal der Lehrtafel

einer weiland Württembergischen Prinzessin Antonia, in Kupfer gestochen, dessen Original sie von den zehen Abglänzen Gottes in den Dainachischen Brunnen in einem prächtigen Gemälde gestiftet, wobei von der Kraft der Brunnenquellen, von der Philosophie der Ebräer und überhaupt von dem Geist Gottes nach allen Stellen Neuen Testaments eine Erklärung gegeben wird...“ (Tübingen, 1763). Diese Schrift enthält eine ganze Reihe von Übersetzungen aus dem Sohar.

Als Freund der Kabbala hat sich Oettinger auch wie Knorr von Rosenroth und Johann Konrad Dippel, der auf diesem Weg zum Erfinder des Berliner Blaus wurde, mit Alchemie beschäftigt. Die Kabbala hatte dazu in Sohar II, 23 (vgl. Ernst Müller, Sohar 1932, S. 170—174) die religiös-theosophische Begründung geliefert. Oettingers alchimistische Experimente erregten bei seinen Gemeindegliedern in seiner Weinsberger Zeit Anstoß, seine Gegner erklärten, sie könnten aus seinen verunreinigten Händen das Abendmahl nicht mehr nehmen (Ehmann a. a. O. S. 253). Auch der Astrologie hat Oettinger im Anschluß an Hiob 38, 31 das Wort geredet. Seine „Philosophia sacra“ mußte ja Himmel und Erde umspannen, und der Realist, der das Wort geprägt hat, daß Leiblichkeit das Ende der Wege Gottes sei, kann eine Philosophie oder Theologie, die alles zu Ideen verflüchtigt, nur ablehnen: „Warum verlachen die heutigen Philosophen die Astrologie? Antwort: Das gestehen die Idealisten, daß es ihnen zu hoch sei; darum wollen sie lieber alles transzendieren“ (Werke II, 1, 197). Auch der Sohar hat sich für die Astrologie ausgesprochen (II, 171a—172a, Müller, S. 174 f.). Erich Bischoff hat in seinen „Elementen der Kabbalah“ II. Teil, praktische Kab., Berlin 1914, S. 56—60 gezeigt, wie die kabbalistische Astrologie aus der talmudischen heraus sich entwickelt hat.

So hat sich „der größte Theologe Württembergs (Ritschl) mit Bestandteilen der Kabbala eine Religionsphilosophie aufgebaut, die ihn in einer Zeit des Übergangs vom Pietismus zum Rationalismus befähigte, den biblischen Realismus festzuhalten. Was vorher „opus ad extra“ der Missionswissenschaft (als deren Begründer man Raymundus Lullus ansprechen könnte) gewesen war,

ist nun „opus ad intra“ der innertheologischen Apologetik geworden.

Im schwäbischen Pietismus haben sich manche Spuren davon — freilich ohne Wissen um die wahren Zusammenhänge — gehalten. So sagt der Begründer der noch heute bestehenden Hahnschen Gemeinschaften, Johann Michael Hahn (1758—1819), in seiner Erklärung des Epheserbriefts: „Indem wir von einem Urbilde der Menschheit reden, so fragt sich, welches denn dies sei? Darauf wird gesagt, daß es niemand sein kann als Gott selbst, offenbar in seiner innersten Geburt. War aber der Mensch das Ebenbild und Nachbild, so war Gott ja das Urbild und Vorbild. Folglich ist er, der Eingeborene, auch urbildliche, himmlische und vorweltliche Menschheit, folglich das Sambild der Kraftwesen in seiner Leibhaftigkeit oder vielmehr aufgeschlossene Wesenheit. Nur macht euch keine Idee nach der Beschwerlichkeit unsrer Persönlichkeit. Denn die geborene Herrlichkeit kann sich in eine Persönlichkeit zusammenziehen, kann sich aber auch im ganzen Schöpfungsraume ausdehnen und alle Geister unberührlich, jungfräulich durchgehen (Hahn, Werke III, 219). Diese merkwürdige Theorie ist nichts anderes als die kabbalistische Lehre vom Zimzum, die Erich Bischoff mit den Worten charakterisiert: „Gott, ursprünglich das ganze All ausfüllend, hat sich gewissermaßen zusammengezogen, um für die Welt einen leeren Raum zu schaffen, in welchem sie nun geschaffen werden konnte, weil in diesem Raume ein Abglanz seines Lichtes zurückgeblieben war“ (Elemente der Kabbalah I, 1913, S. 20). Daß diese Zimzum-Lehre beim Autodidakten Michael Hahn nur von Oetinger vermittelt sein kann, ist offenkundig, seit Elisabeth Zinn sie bei ihm in ihrer Arbeit über die Theologie Oetingers 1932 (Beitr. z. Förd. christl. Theol. XXXVI, 3), S. 174, 177, nachgewiesen hat.

Eine weitere kabbalistische Lieblingsidee lebt im schwäbischen Pietismus weiter in der Vorstellung von der anfänglichen Doppeltgeschlechtlichkeit Adams. Die Entwicklungslinie von Jakob Boehme (vgl. Ernst Benz, *der vollkommene Mensch nach Jakob Boehme*, Stuttgart 1937) über Oetinger, Philipp Matthäus Hahn, Michael Hahn, die württembergischen Nazarener, Theodor Boehmerle

(1860—1927) bis hin zu Hesses „Narziß und Goldmund“ 1932 (S. 228, 330) ist ganz deutlich. Eine parallele Linie, die ebenfalls von Boehme ausgeht, verläuft über die Vertreter der Boehme-Renaissance in der Romantik wie Franz von Baader, Hamberger, Ennemoser, E. A. Schaden, Culmann, bis hin zu den russischen „Sophiologen“ Solowjew, Bulgakow, Chomjakow, Florenskiy, Berdiajew (vgl. Fritz Lieb, *Ev. Theologie*, 1948, S. 113 und Friedrich Heiler, *Urkirche und Ostkirche*, 1937, S. 208 f.) und Gregor Robakidse („Die gemordete Seele“, Jena 1933, S. 113). Ernst Ludwig Dietrich ist, von Ernst Benz angeregt, den religionsgeschichtlichen Wurzeln dieses Mythos vom androgynen Urmenschen nachgegangen (ZKG, 1939, S. 297—345) und zu ziemlich denselben Ergebnissen gekommen, wie ich selber in meiner gleichzeitig und unabhängig davon verfaßten Heidelberger Dissertation: „Das androgyne Ideal und der christliche Glaube“, Lahr-Dinglingen 1940. Danach sammeln sich alle östlichen gnostischen und rabbinischen Mythen vom Androgynen in der „jüdischen Gnosis“, der Kabbala: „die K. zeigt uns bezüglich des Urandrogyn die gnostische Spekulation gewissermaßen in vollendeter Durchführung. Das androgyne Motiv ist zur Form des Denkens selbst geworden“ (Dietrich a. a. O. S. 325) und „für die kabbalistische Systematik ist der Androgyn geradezu das Ordnungsprinzip, durch das ihre spekulativen Ideen Symmetrie erhalten (a. a. O. S. 318).

Judenchristliches Dilemma

von Lic. ROBERT BRUNNER, Basel

Schon beim Namen „Judenchrist“ fängt das Dilemma an, von dem im folgenden die Rede sein soll.

Darf denn ein Jude, der Christ geworden ist, auf Grund einer inneren Wandlung, oder weil seine Eltern schon Christen waren, es sich gefallen lassen, daß er durch die Bezeichnung „Judenchrist“ von den andern Christen unterschieden wird? Ist es nicht seine